

Franz Meures SJ

P. Franz Meures SJ ist Leiter der DOK-Bildung „RUACH“. Neben Leitungsfunktionen in der Norddeutschen Jesuitenprovinz (u. a. Novizenmeister und Provinzial) und als Rektor des Collegium Germanicum in Rom war er in der verbandlichen Jugendpastoral, in Exerzitienarbeit, Ordensausbildung und Priesterbildung, in psychologischer Beratung und Therapie sowie als Supervisor und Coach tätig.



Franz Meures SJ

„Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.“

Theologisch-geistliche Erwägungen zum Gelübde der Keuschheit

Wer Christus nachfolgen will, sollte ihn nicht nur äußerlich nachahmen, sondern sich vor allem um die „innere Erkenntnis unseres Herrn“¹ bemühen. Jesu tägliches Gebetbuch war der Psalter. Die Psalmen können uns lehren, das Innere Jesu zu verstehen. So heißt es am Anfang von Psalm 42:

*„Wie der Hirsch lechzt nach
frischem Wasser,
so lechzt meine Seele, Gott, nach dir.
Meine Seele dürstet nach Gott,
nach dem lebendigen Gott.
Wann darf ich kommen
und Gottes Antlitz schauen?
...“*

*Meine Seele, warum bist du betrübt
und bist so unruhig in mir?
Harre auf Gott; denn ich werde ihm
noch danken,
meinem Gott und Retter, auf den
ich schaue.“ (Ps 42,2-3.6)*

Jesus dürstet nach dem lebendigen Gott. Seine Seele lechzt nach ihm. Er will sein Angesicht schauen. Gott ist für ihn lebendig, ist eine Person. Er nennt ihn Vater. Jesus lebt aus dem Glauben an diesen Gott. Er ist – wie er in den Evangelien sagt – innerlich ganz mit dem Vater verbunden, ist eins mit ihm. Im Gebet dankt, bittet und fleht er. Er ringt, auch unter Tränen, um den

Willen des Vaters zu erkennen und zu erfüllen. Wie jeder Jude betete Jesus dreimal am Tag:

*„Höre, Israel!
Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig.
Darum sollst du den Herrn,
deinen Gott,
lieben mit ganzem Herzen,
mit ganzer Seele und mit
ganzer Kraft“ (Dtn 6,4f)*

Es gibt eine menschliche Liebe zu Gott, die aus tiefstem Herzen kommt, in der sich die ganze Seele und alle Kräfte liebend an Gott hingeben. Jesus hat aus dieser Liebe gelebt. Er tat dies in eheloser Keuschheit. Er wusste und sagte es auch, dass ihm nur wenige auf diesem besonderen Wege folgen werden: „Wer es fassen kann, der fasse es.“ Mt 19,12. Doch das „Höre, Israel“ realisiert sich nicht nur in eheloser Keuschheit. Es kann ebenso seine Gestalt in der intimen Liebe von Menschen zueinander finden. Aus diesem Grunde nennt die Kirche die eheliche Liebe ein Sakrament, d.h. im Versprechen der Eheleute, einander in Liebe treu zu sein, erfahren sie die liebende Zuwendung Gottes und antworten darauf. Von daher ist die ehelose Keuschheit um des Himmelreiches willen *nur* eine von verschiedenen Entfaltungen der Taufgnade, die uns Menschen im Heiligen Geist an der Beziehung des Sohnes mit dem Vater teilnehmen lassen: „*Gott lieben aus ganzem Herzen*“.²

Die ehelose Keuschheit als Glaubensbekenntnis

Das Gelübde der ehelosen Keuschheit ist ein Weg für Menschen, die von ganzem

Herzen Gott suchen. Seit der Urkirche gab es Christen, die alles und alle verlassen haben, um Gott zu suchen. Ihr Lebensentwurf wird charakterisiert als „fuga mundi“ (die Welt verlassen) oder als „soli deo vacare“ (sich ganz leer – oder frei – machen für Gott). Sich aus allen menschlichen Bindungen zu lösen, geschieht nicht aus Menschenverachtung, sondern um der Sehnsucht nach Gott Raum zu geben zu können. In diesem Sinne ist die ehelose Keuschheit ein Lebensentwurf, durch den ein Mensch ein Bekenntnis zum lebendigen Gott ablegt. Wer die Keuschheit gelobt, bekennt: „Ich glaube an Gott, den Lebendigen. Ich glaube an einen personalen Gott, zu dem mich ein liebendes Verlangen hinzieht. Ich glaube und binde mein ganzes Leben an diesen lebendigen Gott. Ich bin zuversichtlich, dass ich in einer solchen Suche nach Gott menschlich nicht verkümmere, sondern dass darin Leib und Seele ihre Liebesfähigkeit entfalten können.“

Die Fremdheit dieses Bekenntnisses

In der heutigen Welt ist dies ein ungeheuerliches Bekenntnis. Vielen bedeutet Gott gar nichts. Andere haben ihn schlichtweg vergessen.³ Manche glauben zwar an irgendeine höhere Macht, die das Leben trägt, doch an einen personalen Gott, wie er in Jesus Christus erschienen ist, können sie nicht glauben. Viele verspüren eine spirituelle Sehnsucht⁴, doch Gott selbst zu lieben, sich aus liebevoller Ehrfurcht ganz an ihn zu binden, können sie sich nicht vorstellen. Und doch ist es genau dies, was Jesus im „Höre, Israel“ einfordert: lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit allen Kräften, d.h. alles einsetzen, um Gott um seiner selbst willen zu lieben.

Oft ist der Einwand zu hören, ein solches Leben sei doch den Menschen unserer Tage nicht mehr zu vermitteln. Dies sei ein prophetisches Zeichen, das leider niemand mehr versteht. Dieser Einwand lässt die Kühnheit und zugleich die Einsamkeit der Entscheidung zur ehelosen Keuschheit deutlich hervortreten. Es geht um die Liebe zu Gott um seiner selbst willen. Wenn einer heiratet, wird er anderen Leuten kaum erklären können, warum er denn gerade diese Frau erkoren hat. Wie soll einer, der um des Himmelreiches willen ehelos lebt, anderen klar machen können, warum er sein Herz ganz an Gott binden möchte? Jede Liebe hat ihr inneres Geheimnis, hat ihr „Brautgemach“, ihre Intimität, die sich selbst genügt. Sich in dieser Weise liebend zu binden, ist ein Bekenntnis. Es zeigt – laut oder leise, klar oder verworren, nachvollziehbar oder „verrückt“ –, woran einer glaubt.

Die geschichtliche Entwicklung

Das Alte Testament hat solche kühnen „Hochzeiten“ mit Gott vorgezeichnet. Das liebende Werben geht von Gott aus. Beim Propheten Hosea ist die „Jugendliebe“ Gottes nicht eine Einzelperson, sondern das ganze Volk Israel, welches wie eine Hure untreu geworden ist. So verkündet der Prophet: *„Spruch des Herrn. Darum will ich selbst sie verlocken. Ich will sie in die Wüste hinausführen und sie umwerben. ... Sie wird mir dorthin bereitwillig folgen, wie in den Tagen ihrer Jugend, wie damals, als sie aus Ägypten heraufzog.“* (Hos 2,16f) *„Ich traue dich mir an auf ewig; ich traue dich mir an um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht, von Liebe und Erbarmen, ich traue dich mir an um den Brautpreis meiner Treue: dann*

wirst du den Herrn erkennen.“ (Hos 2,21f). Der alttestamentliche Klassiker einer solchen Liebe ist das Hohelied, welches die orientalische Liebeslyrik ganz auf die Gottesliebe überträgt. Da Leidenschaft und Intimität – auch in der Gottesliebe – ihren Schutzraum brauchen, zieht sich folgendes Wort wie ein Kehrvers durch das Hohelied: *„Ich beschwöre euch, Jerusalems Töchter: Stört die Liebe nicht auf, weckt sie nicht, bis es ihr selbst gefällt.“* (Hld 2,7; vgl. 3,5; 8,4). Solche Literatur – mit vielen erotischen Klängen – will die Gottesliebe nicht auf die Ebene der kultischen Prostitution herunterziehen, wie sie in vielen Religionen des Orients üblich war, sondern sie preist die starke Eigendynamik einer Gottesbeziehung, welche sich in gegenseitiger Liebe und Treue gefällt. Unser Glaubensbekenntnis kann auch diese Gestalt annehmen. *„Selig bist du, die du geglaubt hast, dass sich erfüllt, was der Herr dir sagen ließ.“* (Lk 1,45) Mit diesen Worten preist Elisabeth – nach der Verkündigung des Engels – die zu ihr geeilte Maria. Für Elisabeth ist es ein Glaubensbekenntnis, wie Maria auf die Verkündigung des Engels reagiert hat. Sie reiht die keusche Gottesliebe Marias ein in die Seligpreisungen. Bei allen Anfragen an das Gelübde der ehelosen Keuschheit und bei der leidenschaftlich geführten Diskussion über den Zölibat der Weltpriester sollte die Seligpreisung Elisabeths nicht vergessen werden: Selig bist du, die glaubt, dass keusche Liebe zu Gott möglich ist („denn bei Gott ist nichts unmöglich“, Lk 1,37). Solch kühne Gottesliebe hat sich als fruchtbar erwiesen. Nicht umsonst gehört in der christlichen Ikonographie die Darstellung der Verkündigung zu den häufigs-

ten Motiven. Denn mit ihrem „mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1,38) hat Maria in gewisser Weise ihr Gelöbnis gesprochen. Viele Gläubige beten lieber zu Maria als zu Gott, vielleicht weil sie Rat und Hilfe suchen, welches „fiat“ sie Gott gegenüber sprechen sollen.

Über alle Jahrhunderte lebten Menschen die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen. Im Mittelalter haben fromme Seelen und Theologen den inneren Reichtum einer besonderen Liebe zu Gott neu entfaltet. Christus selbst ist nun der Geliebte, der Bräutigam⁵. Die Gottesliebe des Hohenliedes wird zur Christusminne. Große Theologen wie Bernhard von Clairvaux und die Viktoriner von Paris nutzen ihre Kommentare zum Hohenlied gewissermaßen als Bühne für die Kernthesen ihrer Theologie. Große Mystikerinnen wie Mechthild von Magdeburg, Getrud von Helfta und Mechthild von Hackeborn lebten und entfalteten jene Brautmystik, ebenso männliche Mystiker wie Rupert von Deutz und Arnold von Leuwen schreiben solche geistlichen Minnelieder. Sie verstehen die Seele (anima) als die Braut Christi. Mechthild von Magdeburg schreibt: „Ich rufe nach dir in großem Verlangen mit klagender Stimme. Ich harre dein in Herzensbängen, ich kann nicht ruhen, ich brenne unauslöschlich in der Glut deiner Minne.“⁶

Manche Kirchenlieder aus der Barockzeit, die wir bis heute singen, greifen Motive der Christusminne und Brautmystik auf, so etwa im Lied „Wie schön leuchtet der Morgenstern“: „Herr Gott Vater, mein starker Held, du hast mich ewig vor der Welt in deinem Sohn geliebet. Er hat mich ganz sich angetraut, er ist nun mein, ich seine Braut, drum mich auch nichts betrübet“.⁷ An Festen

und Gedenktagen von Jungfrauen und Ordensleuten betet die Kirche in der Präfation: „Inmitten der Kirche berufst du Menschen, sich Christus zu weihen und mit ganzer Hingabe das Himmelreich zu suchen. In ihnen offenbarst du deinen Ratschluss, uns Menschen die ursprüngliche Heiligkeit neu zu schenken und uns schon jetzt mit Freude an den Gütern der kommenden Welt zu erfüllen durch unseren Herrn Jesus Christus.“⁸

Autoreninfo

vollständige Angaben zum Autor stehen Ihnen in der gedruckten OK zur Verfügung.

Eine ungleiche Beziehung

Auf die meisten Menschen unserer Tage wirkt ein Leben in der „Gottesminne“ vermutlich ganz fremd und jenseitig, wie eine visionäre Träumerei. Und zu Recht kann man fragen, ob es nicht eine Anmaßung ist, daran zu glauben, Mensch und Gott könnten wie liebende Menschen miteinander umgehen. So etwas könnte man auch als Gotteslästerung einstufen oder als krankhafte Wahnvorstellung. Denn wohin versteigt sich ein Mensch, der sich als kleiner Erdwurm in solche göttlichen Sphären erheben möchte?

Die gewaltige Differenz

Philosophische Gotteslehre und Theologie kommen gar nicht umhin, die gewaltige Differenz zwischen Gott und

Mensch zu betonen. Sie ist so groß, dass unsere menschlichen Worte und Begriffe gar nicht ausreichen, etwas Genaueres über Gott zu sagen. Wir können Begriffe wie Person, Liebe, Beziehung, Treue u.ä. immer nur „analog“ verwenden, d.h. es kann eine gewisse Ähnlichkeit geben, wenn wir von menschlichen Realitäten auf Gott schließen, doch die Unähnlichkeit bleibt immer noch größer. Unsere Weise von Gott zu sprechen, d.h. also unsere Theo-Logie, kann immer nur eine suchend-tastende Annäherung bleiben. Aus diesem Grunde verwendet die theologisch-geistliche Sprache auch so viele Symbole, Metaphern, Bilder und Gleichnisse. Sie sagen etwas aus, was zugleich unbegreiflich bleibt. Aus dem Wissen um die Andersheit Gottes sagen wir, Gott sei allmächtig, ewig, allwissend, unendlich in seiner Gerechtigkeit, Liebe und seinem Erbarmen. Gott ist so sehr anders, dass er trotz aller Selbstoffenbarung für uns letztlich unfassbar bleibt. Er ist und bleibt Geheimnis. Der Mensch hingegen ist endlich, begrenzt, unvollkommen. Seine Lebenszeit ist bemessen. Sein Lebenslauf ist nicht planbar, wird oft als verfügtes Schicksal erlebt. Ein jähes Ende ist möglich. Des Menschen Fähigkeiten und Fertigkeiten haben nur eine bestimmte Reichweite, erreichen jedoch schnell ihr Limit. Seine moralischen Kräfte scheinen untrennbar mit Selbstsucht verbunden zu sein und mit böswilligen Absichten durchsetzt. Und vor allem, seine Fähigkeit zur liebevollen Hingabe erschöpft sich schneller, als die große Sehnsucht nach Liebe vermuten ließ. So besteht die Kunst menschlichen Lebens letztendlich darin, seine Grenzen zu akzeptieren und sich trotz allem für Größeres offen halten.

Und schließlich gilt es festzuhalten, dass zwischen Gott und Mensch eine Beziehung völliger Abhängigkeit besteht. Wir glauben, dass der Mensch von Gott geschaffen ist und auf seinem Lebensweg von der ständigen Schöpfungsmacht Gottes begleitet und gehalten wird. Zudem ist dem Menschen das Gesetz Gottes gegeben. Er lebt in seiner sittlichen Verantwortung vor Gottes Angesicht und kann ihm nicht entrinnen. Gott hat ihm zwar die Würde geschenkt, als sein Ebenbild geschaffen zu sein, und hat ihm – trotz aller Abhängigkeit – wirkliche Freiheit geschenkt, „die Freiheit der Kinder Gottes“. Doch wenn der Mensch seine Freiheit nutzt, um sich von Gott zu lösen, dann verwirkt er sein Leben.

All dies wirft viele Fragen auf: Von wo das Gelübde eheloser Keuschheit um des Himmelreiches willen überhaupt seinen Ausgangspunkt nehmen soll. Wie kann es denn angesichts einer so großen Differenz zwischen dem Menschen und Gott zu einer Beziehung, ja zu einer Bindung kommen? Wie – wenn überhaupt – kann eine liebende Beziehung zwischen Mensch und Gott theologisch überhaupt gedacht werden?

Die Sozialpsychologie kennt den Begriff der asymmetrischen Beziehung. Er bedeutet, dass zwei Menschen einander in sehr ungleichen Rollen begegnen. Klassische Beispiele für diese Asymmetrie sind folgende Beziehungen: Eltern-Kind, Lehrer-Schüler, Arzt-Patient, Vorgesetzter-Untergebener. Unser heutiges Verständnis von Partnerschaft zielt darauf ab, in der Bindung zwischen zwei Menschen eine symmetrische Beziehung entstehen zu lassen. Nüchtern betrachtet ist das Gelübde der ehelosen Keuschheit um des Himmelreiches willen eine extrem asymmetrische

Beziehung, da der begrenzte Mensch in allmächtigen Gott ein lebendiges Gegenüber sucht.

Die Veränderung der Beziehung durch die Offenbarungsgeschichte

Schauen wir genauer auf die Offenbarungsgeschichte, um die innere Dynamik dieser ungleichen Beziehung und ihre Veränderungen besser zu verstehen. Die biblischen Erzählungen seit den Urvätern berichten regelmäßig, dass der Mensch beim Erscheinen Gottes von großer Furcht gepackt wird, von heiliger Furcht, so dass er sich vor Gott auf sein Angesicht wirft. Die Ehrfurcht ist die erste Reaktion, wenn Mensch und Gott miteinander in Kontakt kommen. Sie spiegelt die spontane Wahrnehmung einer gänzlich asymmetrischen Beziehung. Insofern ist der Mensch tatsächlich der Erdenwurm, der im Staub liegt. Dann aber bietet Gott dem Menschen seinen Bund an – zunächst den Urvätern und später dem ganzen Volk Israel. Damit adelt er den schwachen Menschen. Mit der Formel „Ihr werdet mein Volk sein und ich werde Euer Gott sein“ (Ex 6,7) werden Gott und sein Volk Bündnispartner. Für das Gelübde der Keuschheit ist es besonders interessant, dass diese Bundesformel ursprünglich aus dem Eheversprechen von Mann und Frau stammt: „Du meine Frau – ich dein Mann“. Das damalige Verständnis der Ehe ging nicht von einer symmetrischen Beziehung zwischen Mann und Frau aus, sondern vom Vorrang und der Überlegenheit des Mannes. Insofern spiegelte – in ihrer Zeit – diese Metapher für die Beziehung zwischen Mensch und Gott ganz treffend die asymmetrische Beziehung.

In der Berufung einzelner Menschen erreicht die Beziehung zwischen Gott

und Mensch eine neue Qualität.⁹ In den biblischen Berufungsgeschichten hören wir, dass der Mensch sich beim Erscheinen Gottes voll Ehrfurcht niederwirft. Sodann ruft Gott den Menschen in einen besonderen Dienst. Der Mensch antwortet, er sei dazu gänzlich unwürdig und unfähig. Doch Gott bestätigt seine Sendung und untermauert sie mit der Formel: „Ich werde mit dir sein.“ Gott beteuert also, dem erwählten und gesandten Menschen die Kräfte zu geben, die er braucht. Damit erreicht die Beziehung zwischen Gott und Mensch eine neue Ebene, nämlich die der *participatio*, d.h. der Teilhabe des Menschen an Gottes Kraft und Sendung. Der Mensch wird zum Mitspieler, zum Mitstreiter Gottes. Bei Mose (und in den Visionen einiger Propheten) geht es sogar so weit, dass der Mensch Gott von Angesicht und Angesicht schauen durfte.¹⁰ Zum ersten Mal begegnen Gott und Mensch einander auf Augenhöhe. Gott erhebt den Menschen so weit, dass sie so miteinander sprechen, „wie Menschen miteinander reden“. Damit ist eine Ebene erreicht, wo nicht nur die Unterwerfung eine angemessene Gestalt der Gottesbeziehung darstellt, sondern wo Gottesminne möglich wird.

All diese Elemente fließen zusammen in Verkündigung des Engels an Maria (Lk 1,26-38). Maria wird zur Mitspielerin Gottes im Erlösungswerk an den Menschen. Geradezu klassisch erstarrt sie zunächst in heiligem Schrecken und zweifelt an der Realisierbarkeit des Auftrages Gottes. Doch den Engel beteuert: „Du bist voll der Gnade“ und „der Herr ist mit dir“. Und danach erklärt er: „Heiliger Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten.“ Hier erreicht die Adellung

des Menschen ihren Höhepunkt, denn der Geist Gottes ist im Menschen selbst wirksam. Der Mensch hat Teilhabe gefunden an der Göttlichkeit Gottes. Dies ist der Anfang christlicher Tauftheologie, welche besagt, dass der glaubende Mensch im Geist Gottes wieder geboren wird und so Anteil an seiner göttlichen Natur hat. Und hier ist die Verankerung des Gelübdes der Keuschheit.¹¹

Das Johannesevangelium hebt immer wieder die Neuartigkeit der Beziehung hervor, die durch das Kommen des Gottessohnes auch den Jüngern eröffnet ist: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe. ... Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt. ... Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.“ (Jo 15,9,13f). Trotz der völligen Abhängigkeit des Menschen von Gott wird er in die liebende Kommunikation von Sohn und Vater aufgenommen.

Das II. Vatikanische Konzil fasst zusammen: „Durch die Gelübde ... verpflichtet sich der Christgläubige zu den drei genannten evangelischen Räten und gibt sich dadurch dem über alles geliebten Gott vollständig zu eigen, so dass er selbst durch einen neuen und besonderen Titel auf Gottes Dienst und Ehre hingeordnet wird. Er ist zwar durch die Taufe der Sünde gestorben und Gott geweiht. Um aber reichere Frucht aus der Taufgnade empfangen zu können, will er durch die Verpflichtung auf die evangelischen Räte in der Kirche von den Hindernissen, die ihn von der Glut der Liebe und der Vollkommenheit der

Gottesverehrung zurückhalten könnten, frei werden und wird dem göttlichen Dienst inniger geweiht.“¹²

Die Beziehung zwischen Mensch und Gott bleibt notwendigerweise immer asymmetrisch. Zugleich aber wurde der Mensch durch die Gnade der Wiedergeburt in der Taufe in die innergöttliche Kommunikation aufgenommen und hat Anteil an der liebenden Beziehung des Sohnes zum Vater. Folglich ist das Gelübde der Keuschheit eine Bindung in einer asymmetrischen und zugleich symmetrischen Beziehung.¹³ Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, dass das „Glaubensbekenntnis“ des Gelübdes nicht nur ganz allgemein die Existenz eines lebendigen und personalen Gottes proklamiert, sondern dass es die Etappen unserer Heilsgeschichte und das sich dabei verändernde Verständnis der Beziehung zwischen Mensch und Gott impliziert.

Eine Lebensaufgabe

Wie kann sich diese liebende Beziehung eheloser Keuschheit im Laufe eines Lebens entfalten? Viele Aspekte wären zu erörtern. Dies ist in der geistlichen Literatur zum Ordensleben reichlich geschehen, in den letzten 50 Jahren jedoch in größerer Offenheit als früher. Viele hilfreiche Aspekte hat Sr. Anneliese Herzog MSsR kürzlich mit Behutsamkeit und Klarheit in einem Artikel zusammengefasst.¹⁴ Das braucht hier nicht wiederholt zu werden. [vgl dazu auch die Rezension auf S. 118 in diesem Heft (Red.)]

Die Entscheidung zur „Leere“

Hier soll vor allem der Aspekt der „Leere“ entfaltet werden, die durch den im Gelübde ausgesprochenen Verzicht ent-

steht. Und umgekehrt gilt: Die gewählte „Leere“ macht das sehnsüchtige Verlangen des gottgeweihten Lebens letztlich erst möglich. Das oben erwähnte „soli deo vacare“ der frühen Mönche ist nicht nur die Startbedingung für eine persönliche Gottessuche, sondern will ein Leben lang durchgetragen werden, wird sozusagen zum Essential der Gottesbeziehung. Insofern gleicht die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen dem Weg der Kontemplation. Inneres Gebet kann nur beginnen und sich fruchtbar entwickeln, wenn ein Mensch Abstand von den vielen Sinneseindrücken nimmt, von der Reizüberflutung unserer Tage und dem Bemühen, durch Aktivität etwas erreichen zu wollen. Ähnlich ist es mit dem Gelübde der Keuschheit. Für die Mönche der ersten Jahrhunderte war die Wüste der geistliche Ort, wo sich diese Form der Gottessuche entfalten konnte, – ein Leben lang.

Karl Rahner kommentiert diese Lebensperspektive recht drastisch in einer lange unveröffentlicht gebliebenen Betrachtung über das Ordensleben „Fuga saeculi“: „Was der Benediktinermönch bei seinem Eintritt ins Kloster tut, ist nur Sinnbild des Geistes des Mönchtums: Er liegt vor der Klosterpforte hingestreckt, schon fern der Welt, noch nicht eingegangen in das Haus des Herrn und begehrt nur eines: die Barmherzigkeit Gottes. So harrt der Mönch sein Leben lang, dass ihn einst umfange die Barmherzigkeit Gottes, harrt in einer Agonie, die ein Leben dauert, die mit immer neuen Schmerzessorgen sein ganzes Wesen überbrückt, in der das Auge schon blind ist für die Lichter der Welt – und noch nicht aufgegangen das unnahbare Licht. Komm, Herr Jesus!“¹⁵ Rahner betont dies besonders

auch für jene Ordensleute, die nicht streng kontemplativ leben, sondern in einem apostolischen Dienst stehen: „Das Apostolat des Mönchs ist nicht Flucht vor Gott, vor der kreuzgeraden Nähe dessen, vor dem wir wie vernichtet werden; Apostolat ist nicht rettendes Ausweichen in Betriebsamkeit und Zerstreuung, weil der Mönch dieses Gericht und die Marter der schweigenden Einsamkeit nicht mehr tragen will. Er trägt diese Einsamkeit in sich mitten unter den Menschen, und die Nähe Gottes hüllt ihn immer ein.“¹⁶

Das „soli deo vacare“ verlangt an erster Stelle, los zu lassen, sich frei zu machen und Abschied zu nehmen. Dazu muss am Anfang zumindest ein Funke der oben geschriebenen Sehnsucht nach Gott spürbar sein. Sonst macht es keinen Sinn, viele schöne Dinge dieser Welt zu verlassen, auf eine feste emotionale Behausung, auf intime Freundschaft, auf gelebte Sexualität und Partnerschaft, auf Familie und Kinder zu verzichten. Die „Leere“ dieses Verzichts braucht als Halt oder Anker zumindest das Gebet „entzünde in mir das Feuer deiner Liebe!“. Aber was junge Brautleute können, nämlich in begeistertem Überschwang ein Lebensprojekt zu starten, das ist auch Kandidaten und Kandidatinnen für das Ordensleben möglich. Ich sehe vor allem drei Hindernisse, die eine offene Suche nach dem lebendigen Gott gefährden oder sogar zum Scheitern bringen können.

Erstens: unklare Motive zu Beginn

Bei Kandidaten für das Ordensleben – und ähnlich bei Priesteramtskandidaten der Diözesen – findet man am Anfang nicht selten Einstellungen folgender Art: Die ehelose Keuschheit wird nicht

explizit gewollt, sondern „in Kauf genommen“. Jemand fühlt sich zum Leben im Orden berufen, hat sich aber nicht ernsthaft gefragt, ob er das Gelübde der Keuschheit wirklich leben will und kann. „Das werde ich wohl auch schaffen“, ist da zu hören. Das „Schaffen“, die Willenskraft oder die Willensaskese sollen zu Hütern des ehelosen Lebens werden, nicht aber die Bereitschaft zur „Leere“, um in dieser Lebensform Gott zu suchen. Oder es überwiegt das pragmatische Argument: die Ehelosigkeit schenkt eine größere Freiheit und Verfügbarkeit für den apostolischen Dienst. Auch da kann die Bereitschaft fehlen, in die Wüste zu gehen, um allein den Herrn zu suchen. Solche „Paketlösungen“ sind höchst gefährdet. Denn eine heftige Verliebtheit kann alles schnell hinwegfegen. Wenn beim Eintritt ins Postulat solche Begründungen zu hören sind, kann das hingenommen werden, wenn der Kandidat oder die Kandidatin insgesamt den Eindruck macht, offen und lernfähig zu sein. Doch bei der Zulassung zur ewigen Profess sollte explizit klar und erprobt sein, dass die ehelose Keuschheit frei gewählt ist, um auf diesem Wege Gott zu suchen und ihm zu gefallen.

Zweitens: starke Widersprüche im Begehren und Wollen

Die Sehnsucht nach Gott, nach dem lebendigen Gott, ist ein Suchen nach völliger Hingabe an ihn, nach vollkommener Gemeinschaft mit ihm. Die Schwerkraft des Menschen hingegen, seine Grenzen und seine Suche nach dem eigenem Nutzen ziehen ihn in eine andere Richtung. Diese Dialektik im Begehren und Wollen ist in der menschlichen Natur angelegt. Die Polarität zwischen den eigenen Idealen und der

gelebten Wirklichkeit ist gewissermaßen die Grundspannung des geistlichen Lebens. So definierte das Trienter Konzil in seinem Dekret über die Erbsünde als theologische Anthropologie der Kirche, dass nach der „Wiedergeburt“ der Taufe im Menschen Kräfte verbleiben, die ihn versuchen und von Gott fernhalten wollen (genannt Konkupiszenz). Durch diesen im Menschen verbleibenden „Zündstoff“ (fomes) wird das ganze Leben zu einem Ringen und einem Kampf.¹⁷ Menschliche und geistliche Reife bestehen gerade darin, diese Spannung anzunehmen und in ihr auf Gott hin zu wachsen.¹⁸

Diese Grundspannung ist im Leben eheloser Keuschheit unübersehbar. Das Verlangen nach Nähe und Geborgenheit, nach Zärtlichkeit und sexueller Lust, nach Familie und Kindern gehört zur menschlichen Natur. Sie verändern sich im Laufe des Lebens, doch der Zündstoff bleibt. Nur die wirkliche Annahme solchen Begehrens kann auch dazu führen, freiwillig auf die Erfüllung der Sehnsüchte zu verzichten. Doch die Annahme und der Verzicht sind kaum möglich, wenn zentrale Antriebskräfte im Unbewussten bleiben. Grundsätzlich lebt jeder mit seinem dynamischen Unbewussten, doch bei manchen Menschen haben wesentliche Einflüsse und Prägungen der Lebensgeschichte starke Abwehrkräfte des Unbewussten wachsen lassen, so dass der geistliche Kampf zu einer endlosen Frustration wird. Man steckt fest, kommt nicht weiter. Es geht um abgewehrte Gefühle und Wünsche. Das können Verletzungen oder Ängste im Blick auf Nähe, Intimität und Sexualität sein, aber auch unbewusste Schuldgefühle, die eine umso größere „Leistung“ Gott gegenüber einfordern.

Der achtsame Umgang mit solchen unterschwelligem Gefühlen sowie Hilfen in der geistlichen Begleitung können schon ein wenig weiterhelfen. Doch in vielen Fällen ist es angeraten, professionelle Hilfe zu suchen, um die frustrierende Spannung etwas zu lösen. Dadurch kann die Fähigkeit einer Person gestärkt werden, sich wirklich mit Hingabe auf eine Beziehung einzulassen, sei es einem Menschen gegenüber, sei es Gott gegenüber.

Drittens: Kompensationen, um die Leere nicht aushalten zu müssen

Ehelose Keuschheit um des Himmereiches willen bedeutet nicht nur, Einsamkeit und innere „Leere“ zu wählen, um für Gottes Gegenwart achtsam zu werden, sondern es gilt auch, diese „Leere“ ein Leben lang zu bewahren, um in der Verbindung zu Gott zu reifen. Von alters her ist die Akedia bekannt, die geistliche Ermüdung, welche schon von den Wüstenvätern als größte Gefährdung auf der Suche nach Gott eingestuft wurde. Unerfüllte Sehnsucht – oder noch nicht erfüllte Sehnsucht – verstärkt die Neigung, sich in Ersatzlösungen und Kompensationen zu flüchten. Der gemütlich-rundliche Klostermönch mit roten Backen und einem Bierkrug in der Hand ist geradezu eine „Werbe-Ikone“ geworden. Es ist eine klare Anspielung auf solche Kompensationen. Unerfüllte Sehnsucht kennt tausend Auswege, die aber nicht zur Erfüllung der Sehnsucht führen, sondern hier und da eher zur Sucht. Auch kann das Leben in der „fuga mundi“ dazu führen, die gesunde Balance von Nähe und Distanz zu den Menschen zu verlieren. Da mag ein Mitbruder zum raubeinigen Griesgram werden, der keine Zuwendung mehr an-

nehmen kann. Oder eine Schwester wird mit ihrer Hilfsbereitschaft und Aufmerksamkeit so vereinnahmend, dass jeder spontan auf Distanz zu ihr geht.

Eigentlich bleibt jeder sein Leben lang auf der Suche nach einer emotionalen Behausung oder Beheimatung. Mit dem Gelübde der Keuschheit signalisieren wir die Bereitschaft, immer wieder unsere Zelte abzubauen und neu aufzubauen, um den lebendigen Gott zu suchen. Bis zur Lebensmitte wäre die Alternative dazu in den meisten Fällen die Suche nach einem Partner, einer Partnerin. Nach der Lebensmitte bestehen die Kompensation häufiger im emotionalen Sich-Fest-Machen an einer bestimmten Gemeinschaft, an einem Ort, an einer bestimmten Arbeit mit all ihren menschlichen Beziehungen. Wie stark solche emotionalen Bindungen geworden sind, erleben wir am deutlichsten, wenn wir von unseren Oberen den Auftrag erhalten, an einen anderen Ort zu wechseln und eine neue Arbeit zu beginnen. „Herr, wir haben alles verlassen ...“ – diese Dynamik bleibt ein Leben lang. Es versteht sich von selbst, dass jede Zugehörigkeit zu einer Kommunität und jeder Dienst am Menschen von einer gesunden emotionalen Beziehung, von Herzlichkeit, Sympathie und Empathie getragen sein sollte. Darum sind Versetzungen und Abschiede schmerzhaft für alle Seiten. Nur das je neue Durchleben der Trauer des Abschiedes kann uns bereiten, wiederum neue echte Beziehungen einzugehen und offen zu bleiben für jene Liebe, die kein Auge geschaut hat.

Meine Seele wartet auf den Herrn

Gegenüber den erwähnten Hindernissen und Gefährdungen sei noch einmal

positiv formuliert, was die Lebensaufgabe der ehelosen Keuschheit ist. Das Psalmwort sagt es in großer Einfachheit: „Meine Seele wartet auf den Herrn mehr als die Wächter auf den Morgen.“ (Ps 130,6). Sr. Silja Walter OSB hat dies ausbuchstabiert: „Jemand muss zu Hause sein, Herr, wenn du kommst. Jemand muss dich erwarten ..., jemand muss ... deine Abwesenheit aushalten, ohne an deinem Kommen zu zweifeln, dein Schweigen aushalten und trotzdem singen.“¹⁹ Gott bleibt der Unverfügbare, der ganz andere, der Überraschende. Er kann die Seele so tief berühren, dass sie ganz in Liebe zu ihm entbrennt. Und er kann ihr tiefste Dunkelheiten und unendliche Wüstenstrecken zumuten, bei denen nur noch gilt: ausharren! Und von all diesen Lebensstürmen erhoffen wir, dass sie uns helfen, unsere unvollkommene Liebe zu reinigen und noch klarer auf Gott zu richten.

2007 geschah bei der Veröffentlichung der Briefe von Mutter Teresa an ihren geistlichen Begleiter²⁰ etwas sehr Merkwürdiges. Durch diese Briefe wurde bekannt, dass Mutter Teresa in ihrem inneren Leben lange Zeiten großer Trockenheit und Gottesferne durch zu stehen hatte. Die Presse, auch die katholische, war entsetzt. Hatte uns diese fröhliche und heiligmäßige Frau getäuscht? Hatte sie uns nur etwas vorgespielt? Aufgrund solcher Reaktionen darf man vermuten, dass die meisten Menschen glauben, in einer heiligmäßigen Christuskirche lebe man ständig in großer Harmonie mit Gott und in großem inneren Frieden. Doch „zum Erwachsenwerden in der Gottesbeziehung gehört die Überwindung der kindlichen Fixierung auf ‚Trosterfahrungen‘... Eine persönliche Gotteserfahrung ist und

bleibt Geschenk. Gottesbegegnung entzieht sich bei aller Wichtigkeit der Einübung und der Vorbereitung prinzipiell der Machbarkeit und damit der Manipulierbarkeit.“²¹ Das gottgeweihte Leben der Keuschheit verharrt in dieser nicht auflösbaren Spannung von Gottesnähe und Gottesferne, von Sehnsucht nach vollkommener Hingabe und begrenzter, ja gebrochener menschlicher Existenz, von aktiver Loslösung und passiver Reinigung, von selber entscheiden und sich der Führung Gottes überlassen.

Die Liebe und der Tod

Ein gottgeweihtes Leben ist zugleich eine gute Vorbereitung auf ein gottgeweihtes Sterben. Dabei gilt dasselbe Gesetz der Nicht-Verfügbarkeit des Handelns Gottes wie schon im ganzen Lebensverlauf zuvor. Wie es für die meisten Menschen im Prozess des Sterbens am schwierigsten ist, die geliebten Menschen loszulassen, so kann für jemanden, der sein Leben Gott geweiht hat, der Tod zur Schwelle werden, nun endlich dem „geliebten Bräutigam“ begegnen zu dürfen. Paulus formuliert es im Hohenlied der Liebe so:

„Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht.“ (1 Kor 13,12).

Im Zweiten Korintherbrief wird er noch deutlicher, indem er der Gemeinde erklärt, dass eine Hülle über dem Alten Bund liege, diese aber mit der Hinwendung zu Christus hinweggenommen werde. So habe also schon jetzt der Zustand der Vollendung begonnen:

„Wir alle spiegeln
mit enthültem Angesicht
die Herrlichkeit des Herrn wider
und werden so in sein eigenes Bild
verwandelt,
von Herrlichkeit zu Herrlichkeit,
durch den Geist des Herrn.“
(2 Kor 3,18)

Im Brief an die Gemeinde in Philippi bekennt Paulus, dass er am liebsten gleich sterben würde, um möglichst bald bei Christus zu sein: „Denn für mich ist Christus das Leben und Sterben Gewinn. ... Ich sehne mich danach, aufzubrechen und bei Christus zu sein – um wie viel besser wäre das! Aber euretwegen ist es notwendiger, dass ich am Leben bleibe.“ (Phil 1,21.23-24). So hat das Gelübde eheloser Keuschheit das Leben vor und nach dem Tode im Blick und wird getragen von dem Gebet: „Ich will dich lieben, schönsten Licht, bis mir das Herze bricht.“ (GL 558).

.....

- 1 Ignatius von Loyola nennt dies die „intima cognitio“ Christi, vgl. Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, Nr. 104).
- 2 Zur trinitarischen Verankerung der evangelischen Räte siehe Johannes Paul II., Vita Consecrata, Nachsynodales Apostolisches Schreiben. Rom 1996. Erstes Kapitel: „Confessio Trinitatis. An den christologisch-trinitarischen Quellen des geweihten Lebens., Nr. 14-40.
- 3 Siehe Dtn 8, besonders „Dann nimm dich in acht und vergiss den Herrn, deinen Gott, nicht.“ V 11. Siehe auch Tiefensee, Eberhard, „Religiös unmusikalisch“? in: J. Wanke (Hg.), Wiedervereinigte Seelsorge – Die Herausforderung der katholischen Kirche in Deutschland, Leipzig (Benno) 2000, 24-53.

- 4 Marianne Schlosser charakterisiert in Anlehnung an die Religionssoziologin Ariane Martin die heute verbreitete spirituelle Sehnsucht in folgender Weise: „Menschen wollen sich auf die ‚Reise zu sich selbst‘ begeben, sie suchen ‚Verzauberung‘ in Erlebnis und Abenteuer, ... , verlangen nach ‚Heilung‘ und unverletztem Ganz-Sein oder nach ‚Festigkeit‘, Orientierung und Verlässlichkeit, nach wirklicher ‚Gemeinschaft‘ und Verbundenheit; sie möchten eine ‚Reise in die Weite‘ unternehmen, heraus aus den begrenzten, beengenden, banalen Umständen, ... oder suchen nach einer Klärung ihres ‚Weltverhältnisses:“ In: Theologie der Spiritualität. Geist und Leben 84 (2011). S. 229.
- 5 Vgl. Mt 25,1-13, Joh 3,29, Offb 21,2; 7 Kor 11,2.
- 6 Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit, II,25.
- 7 Nach Philipp Nicolai 1599, Gotteslob 554, Strophe 5; vgl. auch Gotteslob 110, 140, 555, 558.
- 8 Missale Romanum, deutsch (1976), Präfation von den heiligen Jungfrauen und Ordensleuten.
- 9 Vgl. dazu die Berufung des Mose (Ex 3) sowie die Berufungen einzelner Propheten oder Jünger Jesu (z.B. Lk 5,1-11).
- 10 „Der Herr und Mose redeten miteinander Auge in Auge, wie Menschen miteinander reden.“ Ex 33,11.
- 11 So heißt es in der Oration der 3. Messe von Weihnachten: „Allmächtiger Gott, du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar geschaffen und noch wunderbarer wiederhergestellt. Lass uns teilhaben an der Gottheit deines Sohnes, der unsere Menschennatur angenommen hat.“
- 12 Lumen Gentium, Nr. 44. Einige Elemente der offenbarungsgeschichtlichen Veränderung der Beziehung zu Gott tauchen in den Gelübdeformeln der Orden auf, so z.B. in Satzungen der Gesellschaft Jesu, Nr. 540 (Formel für die ersten Gelübde nach dem Noviziat): „Allmächtiger ewiger Gott, ich, ..., wiewohl allseits deines göttlichen Anblicks höchst unwürdig, doch auf deine

- unendliche Güte und Barmherzigkeit vertrauend und angetrieben von dem Verlangen, dir zu dienen, gelobe vor der heiligsten Jungfrau Maria und deinem gesamten himmlischen Hof deiner göttlichen Majestät immerwährende Armut, Keuschheit und Gehorsam.“
- 13 Dieses Schwanken zwischen Symmetrie und Asymmetrie der Beziehung kommt sehr schön zum Ausdruck in einem Hinweis, den Ignatius von Loyola im Exerzitienbuch gibt. In der ersten ausformulierten Betrachtung empfiehlt er dem Übenden, am Ende der Übungsstunde persönlich mit Christus am Kreuz zu sprechen. Und dabei bemerkt er: „Das Gespräch wird gehalten, indem man richtig spricht, so wie ein Freund zu einem anderen spricht oder ein Diener zu seinem Herrn“ (Geistliche Übungen Nr. 53-54). Freund zu Freund zeigt eine symmetrische Beziehung, Diener zum Herrn eine asymmetrische.
- 14 Anneliese Herzig, Um des Himmels willen – nicht (immer) himmlisch. Eheloses Leben in Gemeinschaft, in: Erich Garhammer (Hg.), Zölibat zwischen Charisma und Zwang, Würzburg 2011, S. 113 – 132.
- 15 Karl Rahner, Fuga Saeculi. Sämtliche Werke. Band 13. Ignatianischer Geist. Schriften zu den Exerzitien und zur Spiritualität des Ordensgründers. Bearbeitet von Andreas R. Battlog, Johannes Herzgsell und Stefan Kiechle. Freiburg 2006, S. 597-603, hier S. 601
- 16 Ebd. S. 602
- 17 Vgl. DS 1515
- 18 Siehe dazu: Franz Meures, Sich frei machen von allen ungeordneten Anhänglichkeiten. Ein interdisziplinärer Beitrag zur Anthropologie der ignatianischen Exerzitien, in: Korrespondenz zur Spiritualität der Exerzitien 35 (1985), Heft Nr. 50, S. 2-69.
- 19 Silja Walter, Gebet des Klosters am Rande der Stadt, in: Voll singenden Feuers. Leipzig 1990, S. 183-185.
- 20 Mutter Teresa, Komm, sei mein Licht! Die geheimen Aufzeichnungen der Heiligen von Kalkutta. Hrsg. von Kolodiejchuk, Brian zum 10. Todestag von Mutter Teresa. München 2007. – Insgesamt ist es sehr verwunderlich, dass mit diesem Buch Briefe zugänglich wurden, von denen Mutter Teresa explizit wünschte, dass sie nicht veröffentlicht werden.
- 21 Michael Plattig, Kritische Reflexion religiöser Praxis als Aufgabe der Theologie der Spiritualität, in: Geist und Leben 84 (2011), S. 349-361, hier S. 355.